

Jörg Kastner

Der dunkle Bischof
Die große Mittelalter-Saga

Band 4: Kaufmann und Hexe

Historischer Roman



*Für meine guten Freunde, nicht in Köln, sondern in Hannover,
die immer ein offenes Ohr und einen guten Rat haben:
Bernd Frenz, Thomas Haufschild und Siegfried Tesche.*

So sprach der Bischof, und in Knechtsgestalt
Gehorcht' ihm Köln durch Furcht und durch Gewalt.

Doch als er siech ward und zu sterben kam,
Ein heil'ger Engel seine Seele nahm,

Führt' ihn in einen königlichen Saal,
Von Perl und Gold die Wände nirgend kahl.

Da war Gesang und wonnigliches Spiel
Und aller Himmelsfreuden überviel.

(Karl Simrock, *Bischof Anno*)

Wichtige Personen dieser Geschichte

Anmerkung: Historische Personen sind hinter ihrem Namen mit einem (H) gekennzeichnet.

Adel und Klerus

Anno II. (H): ehemaliger Erzbischof von Köln, gestorben, aber für viele noch sehr lebendig

Gregor VII. (H): Papst »Höllensbrand«

Heinrich IV. (H): König des Deutschen Reiches

Hilarius: Klosterpförtner der Siegburger Abtei

Hildolf: (H) neuer Erzbischof von Köln

Patrick: Abt von Groß Sankt Martin

Wolfram: Graf von Kaiserswerth

Kölner

Ansald: Fährmann

Baltram: Gefängniswärter mit fauligen Zähnen

Dankmar von Greven: Stadtvogt

Dela: junge Dienerin

Eigil Treuer: Kaufmann

Fulbert: Dieb

Genrich: Segelmacher

Heimar von Brosach: Präpositus von Köln

Hexenliese: Frau mit Visionen, auch Elisabeth geheißen

Lothar: Eigil Treuers Stiefsohn

Margarete: Eigil Treuers zweite Frau

Nelda: Witwe des Böttchers Eckart

Oda: Ravenas Amme und Vertraute

Ravena: Eigil Treuers Tochter

Rutger: Kanzlist im Dienst Eigil Treuers

Wignand: Gefängniswärter mit trockenem Mund

Sonstige

Alessandro Beltrami: Kaufmann aus Venedig

Anselm: Siegburger Kirchendiener

Broder: kräftiger Friese

Eleasar: Hüter des Grals

Georg: Ausgestoßener

Gudrun: Gefährtin Georgs

Ketil: junger Flussräuber

Rachel: Eleasars Tochter

Wernhard: Diener und Leibwächter König Heinrichs

Wigbrand: Schiffsführer

Was davor geschah in Band 3

Sturmwind über Köln

In den geheimen Gängen unter dem Kölner Dom wird die schöne Jüdin Rachel von ihren Peinigern festgehalten, die den legendären Kelch des Herrn suchen. Georg Treuer, den Rachel insgeheim liebt, erlebt voller Staunen, wie das Drama um die Reliquie ihren Höhepunkt erreicht. Gleichzeitig scheint der Plan des unheimlichen Schwarzen aufzugehen, als ein Aufstand der Kölner Bürger gegen Erzbischof Anno losbricht und wie ein Sturmwind über Köln hinwegfegt. Nicht ahnend, dass der Aufstand nur Teil einer großen Intrige ist, setzt sich Georg an die Spitze der wütenden Kölner, um die Stadt endlich von der Willkür des dunklen Bischofs zu befreien.

Vorspiel: Der Auferstandene

Heinrich IV., König des Deutschen Reiches, dessen weiträumiges Herrschaftsgebiet bis zur nördlichen Hälfte Italiens reichte, hatte Angst. Um ihn herum war Finsternis. Nur vor sich, am Ende eines langen Ganges, sah er ein winziges Licht. Er wusste, dass er zu dem Licht gehen musste, dass es für ihn keinen anderen Weg gab. Nur auf diese Weise konnte er seine Macht und sein Reich retten. Und doch zögerte er, den Gang zu betreten. Zu groß war seine Furcht vor dem, was ihn am anderen Ende erwarten mochte. Vielleicht das Schlimmste und Erschreckendste überhaupt: die Wahrheit.

Schließlich gab er sich einen Ruck und ging auf das Licht zu. Eine Hand ruhte auf dem Schwertknauf an seiner Seite. Der Gedanke, dass der scharfe, harte Stahl der Waffe ihm zu Gebot stand, beruhigte Heinrich ein wenig, gab ihm neue Kraft und neuen Mut. Er hatte gegen die aufständischen Sachsen und Baiern gekämpft, hatte mehr als einmal in verzweifelter Lage noch einen Sieg errungen. Immer, wenn er sich am Rande einer Katastrophe befand, in die Ecke gedrängt und von seinen Gefolgsleuten verlassen, entwickelte er Kräfte, die mancher als übermenschlich bezeichnete. Auch jetzt vertraute Heinrich darauf, mochte das Licht dort hinten auch etwas sein, mit dem er niemals zuvor konfrontiert worden war.

Es war ein merkwürdiges Gehen. Seine Schritte waren vollkommen lautlos und der Boden zu seinen Füßen war wie mit dickem Samt ausgelegt. Als er nach unten sah, konnte er seine Füße, die in schweren Lederstiefeln steckten, kaum erkennen. Sie wirkten wie in Nebel gehüllt, verschluckt von der allgegenwärtigen Finsternis, in der er sich fast wie ein Blinder fühlte. Die Hand auf dem Schwertknauf wurde feucht und sein Atem war ein schnelles Rasseln. Seine Angst drohte die Oberhand zu gewinnen. Was hätte Heinrich in diesem Augenblick darum gegeben, treue Gefolgsleute an seiner Seite zu wissen. Mächtige, starke Fürsten, fest entschlossen, Gefahr und Schicksal mit ihrem König zu teilen. Aber das war nur ein Wunschtraum, der sich nicht verwirklichen ließ, nicht jetzt.

Das Jahr des Herrn 1076, das so verheißungsvoll begonnen hatte, hatte keinen guten Verlauf für Heinrich genommen. Ursächlich dafür war der schon lange schwelende Streit zwischen König und Papst, zwischen weltlichem und geistlichem Machtanspruch, der sich zur offenen Auseinandersetzung ausgewachsen hatte, seit dieser hässliche, zwergenhafte Mönch Hildebrand als Papst Gregor VII. über die Heilige Kirche herrschte. Papst Gregor war ein unerbittlicher Verfechter der absoluten, von keiner weltlichen Gewalt beeinflussten kirchlichen Macht und hatte jedem Laien, der es wagen sollte, einem Geistlichen die Bischofswürde zu

verleihen, mit der Exkommunikation gedroht. Das konnte Heinrich nicht hinnehmen. Seine Macht gründete sich nicht unwesentlich auf die Treue seiner Bischöfe, die zugleich auch weltliche Herrscher waren. Wenn er auf das Recht verzichtete, diese Bischöfe auszuwählen, gab er einen Gutteil seiner Herrschergewalt an die Kirche ab.

Als Antwort auf die unverhüllte Drohung mit dem Kirchenbann hatte Heinrich im Januar 1076 seine sechszwanzig Bischöfe zur Synode nach Worms geladen. Erwartungsgemäß hatten sie dem Papst den Gehorsam aufgekündigt und ihn für abgesetzt erklärt. Im – übereilten – Hochgefühl seines Sieges hatte Heinrich ein Schreiben nach Rom gesandt und dem »Bruder Hildebrand« die sofortige Abdankung nahegelegt. Aber Gregor VII. erwies sich als zäher Gegner. Im Februar hatte er in einem öffentlichen Gebet Heinrich die Führung des deutschen und des italienischen Reichsgebiets untersagt. Alle Christenmenschen wurden von ihrem Eid gegenüber dem König losgesprochen und Heinrich wurde als unbußfertiger Sünder mit dem Kirchenbann belegt, war fortan von den kirchlichen Sakramenten ausgeschlossen.

Anfangs hatte Heinrich das nicht ernst genommen, war dieser Akt für ihn nichts anderes gewesen als eine letzte Verzweiflungstat Gregors. Aber Heinrich war bei den Fürsten seines Reiches längst nicht so beliebt wie bei seinen Bischöfen. Mit Waffengewalt hatte er sich seine königlichen Vorrechte gesichert und seine Fürsten zum Gehorsam gezwungen. Dabei hatte er sich mehr Feinde geschaffen, als er geglaubt hatte. Viele seiner Reichsfürsten erblickten in Heinrichs Bann die lang ersehnte Möglichkeit, seiner Regentschaft ein Ende zu setzen. Im Oktober hatten sie auf einer Zusammenkunft in Tribur Heinrich aufgefordert, binnen Jahresfrist seit dem Beginn des Kirchenbanns die Verzeihung des Papstes zu erlangen. Ansonsten wollten sie einen anderen Edelmann zum König erheben, den Schwabenherzog Rudolf von Rheinfelden. Jetzt sah Heinrich sich vor dem Scherbenhaufen seiner noch jungen Regentschaft, und er musste alles wagen, um seine Macht zu erhalten.

Er atmete tief durch und beschleunigte seine Schritte. Zu zögern hatte keinen Sinn. Er würde seinem Widersacher gegenüberreten, aufrecht und kühn, wie es einem König gebührte. Der Lichtfleck vor ihm wurde größer, ohne dass die allgemeine Dunkelheit verschwand. Ihm war, als käme das Licht aus einer anderen Welt und als hätte es nichts mit dieser Welt gemeinsam. Schließlich war vor ihm eine Wand aus Licht. Er blieb stehen und schloss geblendet die Augen. Dann erst wurde ihm bewusst, dass von dem Licht keine Wärme ausging. Nicht Feuer schien seine Quelle zu sein, sondern etwas anderes, etwas Überirdisches. Schweiß verklebte seine prächtigen königlichen Gewänder aus Lütticher Tuch und italienischem Samt, als er eine Hand hob, um das seltsame Licht zu berühren. Obwohl es keine Wärme ausstrahlte,

fürchtete er, sich zu verbrennen. Aber war es wirklich das Licht, das ihm Furcht einflößte, oder das Unbekannte, das dahinter – oder gar in ihm – lag?

Heinrich verbrannte sich nicht, musste nicht zusehen, wie seine Hand zu Asche zerfiel. Seine Hand zerteilte das Licht, wie ein scharfes Messer ein Stück weichen Käse. Er wagte den Schritt nach vorn und tauchte mit seinem ganzen Leib in die weißliche Helligkeit ein. Neuerlich schloss er die Augen, weil das Licht ihm als zu stark erschien.

Ganz langsam hob er seine Lider wieder an, und er gewöhnte sich daran, in nichts anderes zu schauen als in den überirdischen Glanz. Irgendwie war er enttäuscht. Er konnte im Nachhinein nicht genau sagen, was er erwartet hatte. Auf jeden Fall aber etwas Beeindruckendes, das dem Majestätischen des Lichts entsprach. Einen Raum voller wunderbarer Dinge vielleicht. Aber es gab hier nichts außer dem Licht und einem einfachen Holztisch inmitten der Helligkeit. Auf dem Tisch lag eine abgewetzte Kappe, wie sie ein einfacher Bauer trug. Fast hätte Heinrich sich enttäuscht abgewendet und hätte den trügerischen Lichtkreis wieder verlassen. Aber seine Neugier siegte und er trat auf den Tisch zu. Der verwandelte sich vor seinen Augen in einen blumengeschmückten Altar und aus der schäbigen Kappe wurde ein goldblitzendes Gebilde, das zur Hälfte einer Königskrone und zur anderen Hälfte einer Mitra, einer Bischofsmütze, glich.

Der König verstand. Diese Krone verkörperte das, was er anstrebte, die Einheit von weltlicher und geistlicher Macht. Er brauchte sie nur aufzusetzen und Fürsten wie Bischöfe wären fortan wieder seine getreuen Untertanen. Seine Hände zitterten, als er nach der Krone griff. Bevor er sie greifen konnte, tauchte eine Gestalt wie aus dem Nichts auf, ganz dicht vor ihm, und Heinrich schreckte zurück. Dabei wirkte sein Gegenüber nicht sonderlich Furcht einflößend, sondern eher belustigend. Der Kopf war viel zu groß für den kleinen, schwächtigen Leib. Die dunkle Färbung der Haut und die verkniffenen Gesichtszüge verstärkten den wenig anziehenden Eindruck noch. Heinrich wusste, wen er vor sich hatte: Hildebrand Bonizo, der Sohn eines Ziegenhirten, der es bis zum Papst gebracht hatte.

»Berühre die Kostbarkeit nicht, denn sie gebührt dir nicht, Heinrich!«, mahnte der Cluniazensermönch, den die Christenwelt als Papst Gregor VII. verehrte. »Ein Sünder wie du, der Buße nicht fähig, ist es nicht wert, das größte Heiligtum der Christenheit zu berühren. Du könntest nichts anderes als es besudeln.«

Gregors Stimme klang scharf wie eine geschliffene Klinge und aus seinen leicht schräg stehenden Augen blitzte das Feuer wilder Entschlossenheit. Wenn man in die glühenden Augen sah und die schneidende Stimme hörte, vergaß man leicht die wenig beeindruckende äußere

Erscheinung. Zweifellos war er ein Mann, der andere durch seine Rede leicht in den Bann ziehen konnte. Ein höchst gefährlicher Mann.

»Glaubst du, die Krone gebührt dir?«, entgegnete Heinrich in einem ähnlich scharfen Ton. »Schon unter den Merowingern waren die Bischöfe eine Stütze der königlichen Herrschaft. Und Karl der Große, der seine Macht unzweifelhaft dem Herrn im Himmel verdankte, hat nicht nur die hohe Geistlichkeit nach seinem Gutdünken eingesetzt. Er selbst erließ Vorschriften zur Liturgie, kümmerte sich um den geistlichen Unterricht für die Priester und für das Volk. Äbte und Bischöfe leisteten ihm den Treueeid und sogar die Päpste richteten sich nach seinem Wort. Es ist zum Vorrecht der Könige geworden, die Bischöfe in ihr Amt einzusetzen, und seit meinem Großvater Konrad II. gilt der König als Vicarius Christi, als der Stellvertreter Christi!«

Gregor hörte ihm ruhig zu und schwieg auch noch eine ganze Weile, als Heinrich längst geredet hatte. Aber so bedachtsam der Papst auch äußerlich erschien, in seinen Augen brannte weiterhin das Feuer des leidenschaftlichen Eiferers. Schon dieser Blick konnte ausreichen, einen weniger entschlossenen Mann als Heinrich schwanken zu lassen.

Schließlich begann Gregor doch zu sprechen und in seinen Worten paarte sich die äußere Gelassenheit mit der bereits bekannten Schärfe: »Ich glaube nicht, dass du und deine Väter euch zu Recht als Stellvertreter Christi bezeichnet. Aber was für eine Rolle soll das spielen, wenn du deinem Papst gegenüberstehst, dem Stellvertreter Gottes auf Erden? Will der Sohn sich anmaßen, den Vater zu belehren, über ihn nach Gutdünken zu verfügen?«

Diese einfache und doch stichhaltige Art der Argumentation überraschte Heinrich und verzweifelt suchte er nach Gegenargumenten. Endlich sammelte er sich und sagte: »In über fünfhundert Jahren hat sich das Vorrecht der Könige herausgebildet. Du aber bist erst seit drei Jahren Papst und willst bestreiten, was so viele Könige, Päpste und Bischöfe vor dir als richtig erachteten?«

»Vergiss nicht, dass das Amt des Papstes schon seit mehr als tausend Jahren besteht«, belehrte ihn Gregor im überheblichen Tonfall eines Lehrers, der dem Schüler zum wiederholten Mal grundsätzliche Dinge beibringt. »Das göttliche Recht der Päpste ist älter als die Anmaßung der Könige. Soll ich alles dulden, was sich über die Zeit eingeschliffen hat, aber nach meiner festen Überzeugung zutiefst sündhaft ist? Soll ich zusehen, wie geistliche Ämter an den Höchstbietenden verschachert werden und wie Priester sich wider das göttliche Recht verehelichen, nur weil es seit vielen Jahren landauf, landab so gehandhabt wird, obgleich ich den Frevel erkannt habe, der in diesen Handlungen liegt?« Er legte nur eine kurze Pause ein, wartete keine Antwort ab, sondern gab sie selbst: »Nein! Jesus Christus, unser Herr, hat nicht

gesagt, ich bin die Gewohnheit, sondern, ich bin die Wahrheit. Und die Wahrheit ist, dass der Stuhl Petri nicht geschaffen wurde, damit sein Inhaber den weltlichen Herrschern die Steigbügel hält. Der Papst als Stellvertreter Gottes auf Erden ist der einzige Mensch, der keiner irdischen Gerichtsbarkeit untersteht. Ihm allein obliegt es, Bischöfe ein- und abzusetzen, über die Absetzung weltlicher Herrscher zu verfügen und deren Untertanen von ihrem Treueeid zu entbinden. Knie nieder vor mir, mein Sohn, damit ich dir deine sündhaften Taten, Worte und Gedanken vergebe!«

Das klang wie ein Befehl und in Gregors feurigem Blick lag eine hypnotische Kraft, der Heinrich nur schwer widerstehen konnte. Fast wäre es Gregor gelungen, ihn willenlos zu machen, den königlichen Willen durch den des Papstes zu ersetzen. Nur zu gut verstand Heinrich, warum manche Papst Gregor den »heiligen Satan« nannten.

Der König trat zwei Schritte zurück, um den Bannkreis seines Gegenübers zu verlassen. Aber Gregor kam auf ihn zu, schien fest entschlossen, Heinrich vor sich knien zu sehen wie einen Vasallen. In Heinrich mischte sich die Wut auf die Dreistigkeit Gregors mit der Furcht, seinem Einfluss zu erliegen. Der König wollte nach seinem Schwert greifen, um sich den Papst notfalls mit blanker Klinge vom Leib zu halten. Aber das Schwert war verschwunden und ebenso Heinrichs königliche Kleider. Barfuß stand er plötzlich vor Gregor, am Leib nichts als das härene Hemd des Büssers.

Während der erschrockene Heinrich noch darüber nachsann, mit welchen unheiligen Zauberkraften Gregor das bewirkt haben mochte, ging auch mit dem Papst eine Verwandlung vor. Vor Heinrichs Augen wuchs der gnomenhafte Mann zu beeindruckender Größe, bis er dem König in die Augen sehen konnte, ohne zu ihm aufzublicken. Auch mit dem Gesicht ging eine Veränderung vor sich. Die Züge blieben zwar hart und asketisch, aber sie wurden zu denen eines anderen Mannes. Eines Mannes, den Heinrich nur zu genau in Erinnerung hatte und den er wohl öfter verflucht hatte, als jeden anderen Menschen. Sein Gegenüber trug jetzt das Gewand und die Mitra eines Bischofs und hielt in der rechten Hand den bischöflichen Hirtenstab.

In dem jetzt vollbärtigen Gesicht öffnete sich der ernste, schmallippige Mund, und der Mann sprach mit vollständig anderer Stimme: »Was staunst du so, Heinrich? Du solltest besser in Ehrfurcht erstarren statt vor Staunen. Oder glaubst du nicht an die Auferstehung? Ich bin zurückgekehrt, um dir den rechten Weg zu weisen. Du musst tun, was Seine Heiligkeit der Papst von dir verlangt! Gehorche ihm also und knie nieder!«

Heinrich wollte erst etwas erwidern, aber dann fehlten ihm die Worte. Mit offenem Mund starrte er den Mann an, der doch längst tot war. Im Dezember letzten Jahres war Anno II.,

Erzbischof von Köln, Heinrichs alter Lehrer und Erzfeind, gestorben, an der Gicht, wie es hieß. Aber Heinrich sah ihn vor sich stehen und hörte seine Stimme. Er fühlte sich wieder wie der halbwüchsige Junge, als der er Annos Anordnungen auf Gedeih und Verderb ausgesetzt gewesen war.

»Das kann nicht sein!«, keuchte Heinrich. »Du bist tot! Tot! Tot!«

»Seh ich denn tot aus?«, fragte Anno, wobei er laut und dröhnend lachte.

Heinrich hielt es nicht länger aus und stolperte rückwärts, um den Raum aus gleißendem Licht zu verlassen. Dabei nahm er etwas Seltsames wahr: Auch die Krone auf dem Altar war einer Veränderung unterworfen. Dort stand jetzt ein glänzender, aus weißlichem Silber geformter Kelch.

Der Altar und der Kelch verschwanden, ebenso der lachende Erzbischof und das überirdische Leuchten. Finsternis war wieder um Heinrich, und nur langsam schälten sich schemenhafte Umrisse daraus hervor. Es war wie der Übergang von einer Welt in die andere.

Ein Bett mit weitem Dach in einem großräumigen Gemach. Das war Heinrichs erster Eindruck, als seine Augen sich an das schwache Licht einer kleinen, verschämt in einer Ecke glimmenden Lampe gewöhnt hatten. Für einen Augenblick war er bar jeder Orientierung, kam er sich hier so fremd vor wie in jenem gleißenden Licht, in dem er dem Papst »Höllensbrand«, wie er Gregor alias Hildebrand im Zorn nannte, gegenübergetreten und dann vor dem wiederauferstandenen Erzbischof Anno geflohen war. Wiederauferstanden? Nein, nicht wirklich. Heinrichs noch unter den Eindrücken des soeben Durchlebten stehender Geist gewann allmählich an Klarheit, und der König begann, das Tatsächliche von dem Eingebildeten zu unterscheiden.

Die vollkommene Finsternis, der Tunnel, das überirdische Licht, der Altar mit der Krone und die Begegnung mit Hildebrand, der sich in Anno verwandelte, waren nur ein Traum gewesen. Aber ein erschreckender, schweißtreibender Traum. Das durchnässte Nachtgewand klebte an Heinrichs Leib. Noch immer ging sein Atem schnell und unregelmäßig, als fliehe er weiterhin vor Anno.

»Was ist mit Euch, Herr? Hattet Ihr einen schlechten Traum?«

Heinrich fuhr zusammen, als die tiefe Stimme die nächtliche Stille durchschnitt. Jetzt erst nahm er die große, wuchtige Gestalt am Fußende des ausladenden Bettes wahr. Es war Wernhard, der ihm Beschützer und Diener zugleich war. Heinrich hätte sich keinen Treueren wünschen können. Dabei war Wernhard eigentlich ein Feind, ein Sachse, der gegen Heinrichs Truppen bei Homburg an der Unstrut im Feld gestanden hatte. Nach der Schlacht war Hein-

rich hinzugekommen, wie Wernhard von den siegreichen Männern des Königs enthauptet werden sollte, weil er besonders viele Königstreue im Kampf getötet hatte. Heinrich aber, inmitten all des Blutes, der stöhnenden Verwundeten, der jammernden Sterbenden und der anklagend schweigenden Toten des Abschlachtens überdrüssig, würdigte den Mut des Sachsen und schenkte ihm Leben und Freiheit. Das Leben hatte Wernhard angenommen, nicht aber die Freiheit. Beeindruckt von Heinrichs Geste und noch im Bann der erlittenen Niederlage stehend, gelobte Wernhard, seinem König Heinrich fortan treu zu dienen und ihm ein fester Schild gegen jedwede Gefahr zu sein. Auf den Einwand einiger Getreuer Heinrichs, Wernhard könne in Wahrheit einen Anschlag auf den König im Sinn haben, hatte der Sachse geschworen, nie wieder eine Waffe zu führen. Mit bloßen Händen wolle er König Heinrich schützen. Wer seine kräftigen Hände und seine stählernen Muskeln sah, wusste, dass dies kein leeres Versprechen war. Heinrich hätte sich keinen verlässlicheren und hingebungsvolleren Beschützer wünschen können, außer vielleicht dem einen ...

»Es stimmt, ich habe schlecht geträumt«, sagte Heinrich. »Hast du das draußen vor der Tür gehört?«

»Ja, Herr, Eure Rufe waren so laut, dass ich mir Sorgen machte.«

»Was habe ich gerufen?«

»Deutlich verstand ich nur ein Wort, das Ihr gleich mehrfach ausgestoßen habt: tot.«

Heinrich richtete sich halb auf und wischte sich mit einem Ärmel des Nachtgewands den Schweiß von der Stirn. Seine geträumte Begegnung mit Erzbischof Anno musste ihn wirklich aufgewühlt haben, wenn er im Schlaf so laut gerufen hatte. Plötzlich fühlte er sich unwohl in Wernhards Gesellschaft. Scham darüber, dass er wie ein ängstliches Kind geschrien hatte, überfiel ihn.

»Lass mich jetzt allein!«, befahl er dem Sachsen. Als der die Tür fast erreicht hatte, überlegte Heinrich es sich anders und rief ihm nach: »Warte! Bring Graf Wolfram zu mir!«

Wernhard blickte sich zweifelnd zu seinem König um. »Jetzt, zu dieser Zeit? Es ist noch Nacht und in der Pfalz schlafen die Menschen.«

»Sag dem Grafen, er möge sofort zu mir kommen. Und noch etwas, Wernhard: Zu niemandem sonst ein Wort über meinen Traum!«

Heinrich wusste, dass er in dieser Nacht keinen Schlaf mehr finden würde. Der Traum hatte ihn beunruhigt. Aber das war nicht der einzige Grund, weshalb er Wolfram von Kaiserswerth zu sich gerufen hatte. Je länger er über das Geträumte nachdachte, desto mehr gelangte er zu der Ansicht, dass der Traum eine tiefere Bedeutung hatte. Er schien eine Botschaft zu sein. Vielleicht von Gott dem Allmächtigen gesandt? Mit Wolfram konnte er darüber sprechen. Er

war neben Wernhard der zweite Mann, dem Heinrich bedingungslos vertraute. Wolfram setzte sich für die Sache seines Königs mit einem solchen Eifer ein, dass es Heinrich manchmal selbst unheimlich wurde. Der Graf von Kaiserswerth hatte wohl nie verwunden, dass er damals, am heiligen Osterfest Anno Domini 1062, Heinrichs Entführung durch Anno von Köln nicht hatte verhindern können. Damals hatte er gefehlt, und das versuchte er fortan durch bedingungslose Ergebenheit gegenüber seinem König wettzumachen. Die Gedanken des Königs wanderten zurück zu jenem Osterfest, das er als elfjähriger Knabe mit seiner Mutter Agnes von Poitou in der Pfalz auf der Rheininsel Kaiserswerth beging ...

Seit dem Tod von Kaiser Heinrich III. im Jahre des Herrn 1056 lenkte seine Witwe Agnes als Regentin die Geschicke des Reiches, so lange, bis aus ihrem Sohn ein Mann und König geworden war. Aber es gab viele, die, von Neid und Machtgier erfüllt, ihr die Herrschaft streitig machten. Agnes galt als eine hochgebildete Frau, aber eben doch nur eine Frau und war damit nach der Ansicht der Neider nicht geeignet, ein so mächtiges Reich zu regieren. Unter den Missgünstigen einer der Eifrigsten und Verschlagensten war der Erzbischof von Köln, der mit einem prächtigen Schiff nach Kaiserswerth kam, vorgeblich, um mit Agnes und ihrem Sohn die Auferstehung Christi zu feiern. Seine wahren Pläne aber waren düster. Er lud den neugierigen Heinrich auf das imposante Schiff ein, um eine kurze Fahrt mit ihm zu machen. Aber als das Schiff abgelegt hatte, enthüllte Anno sein wahres Ziel: Das Schiff sollte ihn mit Heinrich zurück nach Köln bringen, wo Anno fortan über Heinrichs Wohl und Wehe und damit auch über das des ganzen Reiches bestimmen wollte.

Wolfram, Burggraf von Kaiserswerth und zu Heinrichs Schutz mit an Bord gekommen, wollte seinen jungen König mit dem Schwert verteidigen, unterlag aber der Übermacht feindlicher Bewaffneter und wurde von ihnen in den Rhein geworfen. Heinrich fasste sich ein Herz und sprang in den Strom, um Anno schwimmend zu entfliehen. Graf Ekbert von Braunschweig, einer von Annos Verbündeten, schwamm dem Jungen nach und holte ihn ein. Schwer mussten sie gegen die reißende Strömung kämpfen und wären wohl von ihr verschluckt worden, wäre nicht der Sohn des Schiffsführers, ein Knabe noch wie Heinrich, ins Wasser gesprungen, um den beiden ein rettendes Seil zu bringen. Heinrich wurde wieder an Bord gezogen und nach Köln gebracht, um künftig unter der strengen Aufsicht Annos erzogen zu werden. Der Erzbischof nannte sich in diesen Jahren Lehrer des Königs, doch in Wahrheit war er der Beherrscher des Reiches.

Mit Schauern erinnerte sich Heinrich an diese Jahre zurück, in denen er, der Sohn des Kaisers und von diesem längst zum Mitkönig ernannt, wie ein Gefangener gehalten wurde. Er

beehrte gegen die strengen Regeln auf, versuchte zu fliehen, aber es brachte ihm nichts anderes ein, als bei Wasser und Brot eingesperrt zu werden wie der niederste Übeltäter. Zu seiner großen Enttäuschung erhielt Heinrich keine Hilfe von seiner Mutter. Im Gegenteil, sie schien froh darüber, dass endlich die schwere Last der Regentschaft von ihren Schultern genommen worden war, und ging nach Italien, dessen warme Sonne sie schätzte, um sich im Kloster dem geistlichen Leben zu widmen. Heinrich war von ihr enttäuscht, aber er war ihr nicht gram. Vermutlich hatten ihre Kritiker recht: Sie war nur eine Frau und als solche nicht geschaffen, um das mächtigste Reich des Erdenkreises zu regieren. Er liebte seine Mutter und stand in einem regen Briefwechsel mit ihr. Gerade jetzt, wo er gegen den Klerus einen so schweren Stand hatte, konnten ihm ihre guten Beziehungen nach Rom nützen. Aber damals, als Kind, hatte sich Bitterkeit in seinem Herzen ausgebreitet.

Zum Glück war es nach wenigen Jahren dem Bremer Erzbischof Adalbert gelungen, sich als Heinrichs Erzieher an Annos Stelle zu setzen. Ein Vorgang, der die Lebensumstände Heinrichs von Grund auf wandelte. Um sich Heinrichs Gunst zu sichern, erlaubte ihm Adalbert so ziemlich alles, was unter Annos gestrenger Aufsicht als schwere Sünde verpönt gewesen war. Manche Nacht war in Heinrichs Erinnerung erfüllt vom berausenden Wein und dem Lachen der Hübschlerinnen, die er zuweilen sogar mit Edelsteinen bezahlte, die er heimlich aus der Zierde einer Kapelle gebrochen hatte.

Dieser Zeit der Ausgelassenheit war schnell das oft harte Dasein eines Königs gefolgt. Die Fürsten hatten es ausgenutzt, dass im Reich lange die ordnende Hand eines Königs fehlte. Unter Verletzung ihrer Lehnspflichten hatten sie sich königliche Güter angemaßt, aber Heinrich zeigte sich unerbittlich und erhob das Schwert gegen alle, die ihm seine von Gott verliehenen und von seinem Vater ererbten Rechte streitig machten. In jener Zeit der Kriegszüge, Kämpfe und Belagerungen zeigte sich, dass Anno von Köln seine Machtgelüste längst nicht aufgegeben hatte. Er schlug sich auf die Seite von Heinrichs Gegnern, aber eins hatte der König von seinem ehemaligen Erzieher gelernt: wie man im Hintergrund an den Fäden zog, um seinen Feinden das Verderben zu bringen.

In der Kölner Kaufmannschaft gärte es, als Anno aus nichtigem Grund ein Schiff des Kaufmanns Rainald Treuer beschlagnahmen wollte. Ein Schiff ausgerechnet jenes Mannes, der damals das prunkvolle Schiff geführt hatte, mit dem Anno Heinrich aus Kaiserswerth geraubt hatte. Heinrich sandte den getreuen Wolfram nach Köln und dem gelang es, die Unruhe zu schüren, bis aus ihr ein allgemeiner Aufstand gegen den Erzbischof wurde. Anführer des Aufstands war Rainald Treuers Sohn Georg, eben jener, der damals im reißenden Fluss das rettende Seil zu Heinrich und Graf Ekbert gebracht hatte. Anno wurde vom aufgestachelten Volk

aus der eigenen Stadt vertrieben und Heinrich hatte es in der Hand gehabt, ihn ganz zu vernichten. Aber er benötigte Verbündete im Kampf gegen die abtrünnigen Fürsten. Der vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben eingeschüchterte Anno versprach Heinrich die Treue, und so sorgte der König dafür, dass der Erzbischof nach Köln zurückkehren konnte. Dort hielt Anno strenges Gericht und ließ den Führer der Aufständischen, den Kaufmannssohn Georg Treuer, blenden.

Jetzt war Anno tot, gestorben an der Gicht, oder, wie manch lästernde Zunge raunte, an der Vielzahl seiner Sünden, und sein Nachfolger Hildolf war ein treuer Gefolgsmann Heinrichs. Für den König aber würde Anno ein unauslöschlicher, bitterer Bestandteil seines Lebens bleiben. Und manche Nacht träumte Heinrich von dem Kölner, sah sich von ihm bedrängt und verfolgt, so wie eben. Und dann grübelte er darüber nach, ob Anno wirklich in Köln gestorben war, oder ob es eine neue Finte des Erzbischofs war, um im Geheimen neue Pläne zu schmieden. Pläne, die den Sturz Heinrichs und damit einen neuerlichen Aufstieg Annos zur Macht zum Ziel hatten.

Wernhard kam zurück und meldete, dass Graf Wolfram in Bälde zu seinem König kommen würde. Heinrich trug dem Sachsen auf, das Kaminfeuer neu zu entfachen und ein paar zusätzliche Lampen anzuzünden. Das schwache Licht in seinem Gemach erinnerte ihn zu sehr an die Finsternis des Traums und die Kälte des frühen Wintereinbruchs lähmte seine Glieder. Bald flackerte das Kaminfeuer und er hörte die brennenden Scheite knacken und knistern. Das Feuer und die Lampen tauchten den Raum in ein warmes Licht, ganz anders als das gleißende Weiß, in dem Hildebrand und Anno auf ihn gewartet hatten. Die Lampen wurden mit einem aus Waldfrüchten gewonnenen Öl gespeist, das den ganzen Raum mit einem angenehmen, leicht süßlichen Duft erfüllte. Heinrich ließ sich von Wernhard ein zusätzliches Kissen bringen und setzte sich ganz im Bett auf. Sein Atem ging jetzt ruhiger und der Schweiß trocknete schnell.

Wolfram von Kaiserswerth trat ein und Heinrich schickte Wernhard mit dem Auftrag fort, Wein und etwas Essbares zu bringen.

Graf Wolfram hatte sich vollständig angekleidet und trug das Schwert an der Seite. Bei seinem Anblick versuchte Heinrich, sich vorzustellen, wie der Graf von Kaiserswerth früher ausgesehen hatte, bevor es zu der Auseinandersetzung auf Annos Schiff gekommen war. Heinrich suchte in den Erinnerungen seiner Kindheit und kramte das Bild eines jungen, schlanken Mannes hervor, von sehr ansehnlicher Gestalt und mit einem feinen Antlitz, bei dessen Anblick das Herz einer Frau unwillkürlich schneller schlagen musste. Es fiel Heinrich

schwer, den Wolfram seiner Erinnerung und den Mann, der jetzt mit ehrfurchtsvoll geneigtem Haupt vor ihm stand, als ein und dieselbe Person zu betrachten.

Der Kaiserswerther wirkte kräftiger als damals, vor vierzehn Jahren, massiger. Ein gestandener Mann, der keinen Hauch jugendlicher Unbekümmertheit mehr verströmte. Die größte Veränderung aber war mit seinem Gesicht vorgegangen, das jetzt von einem dunklen Vollbart beherrscht wurde. Der Bart verdeckte nur unzureichend die Entstellung der linken, eingefallen wirkenden Gesichtshälfte. Hier hatte ihn damals beim Kampf auf dem Rhein eine feindliche Klinge getroffen und eine tiefe Wunde gerissen. So tief, dass eine dauerhafte Verwerfung verwachsenen Fleisches zurückgeblieben war. Mit einem Schwertstreich war dem hübschen jungen Grafen für den Rest seines Lebens eine abstoßende Hässlichkeit ins Antlitz geschnitten worden. Heinrich erinnerte sich, wie Wolfram ihm gegenüber einmal von seiner Entstellung gesprochen hatte: »Es ist die Strafe Gottes dafür, dass ich meine Pflicht nicht erfüllen konnte, Eure Entführung zu verhindern.«

Zuweilen allerdings hatte Heinrich sich gefragt, ob Wolframs aus der Scham über sein Versagen und dem Zorn über seine Entstellung geborener Hass auf die gemeinsamen Feinde nicht stärker war als seine Loyalität. Doch andererseits hatte der König niemals einen Grund gehabt, an der Treue des Grafen zu zweifeln. Es gab nicht viele Männer, von denen Heinrich das behaupten konnte. Deshalb hatte es für ihn auch kein Zögern gegeben, als es darum ging, seine kleine Begleitung für den Aufenthalt in Speyer auszuwählen. Es gehörte zu dem Abkommen, das Heinrich vor wenigen Tagen mit den in Tribur zusammengekommenen Fürsten ausgehandelt hatte, dass er mit nur kleinem Gefolge nach Speyer zog, um sich hier durch Bußübungen auf die Absolution vorzubereiten, die er vom Papst erlangen musste, wollte er nicht seinen Königstitel verlieren. So kam es, dass König Heinrich sich hier in der Bischofspfalz zu Speyer fast wie ein Gefangener fühlte und von schlechten Träumen geplagt wurde.

»Der Sachse wirkte sehr erregt«, sagte Graf Wolfram, nachdem er Heinrich seinen Gruß entboten hatte. »Ist Euch etwas Schlimmes widerfahren, mein König?«

»Hat Wernhard selbst dir nichts von meinem Traum erzählt?«

»Nein. Er sagte nur, dass Ihr mich dringend zu sprechen wünscht.«

»Treuer Wernhard«, murmelte Heinrich und musste zum ersten Mal lächeln, seit er erwacht war. »Auf ihn ist wirklich Verlass. Von seiner Sorte bräuchte ich eine ganze Armee!«

»Ihr solltet ihm nicht zu sehr vertrauen, mein Gebieter. Vergesst nicht, dass er ein Sachse ist!« Heinrich lächelte erneut. Seit Wolfram sein Gemach betreten hatte, fühlte er sich ein wenig gelöst. Mit dem Kaiserswerther konnte er seine Gedanken und Sorgen teilen, und das erleich-

terte ihn. Deshalb klang es fast heiter, als Heinrich sagte: »Haben wir nicht alle unsere kleinen Fehler?«

»Ein Sachse zu sein, ist kein Fehler, sondern eine Bedrohung, eine ständige Gefahr für Euch«, sagte Wolfram, so ernst wie immer.